

## KAPITEL 1

### Fünf Winter später

Ravna stand am Fenster und starrte hinaus. Gedankenverloren grub sie die Fingerspitze durch die Rille im Stein, durch die sie als Mädchen Cybi gesehen hatte, selbst wenn Wolken und Stürme die Sicht versperrten. Die kalte Winterluft biss ihr in die Wangen. Ihr Rücken brannte, so hoch loderten die Flammen im Kamin des Turmzimmers. Nebel erhob sich über der Küste, wo Gischt und Eis sich zu einer sturmgrauen Masse vereinten. Wie unter einem Leichentuch duckte sich das Schloss unter dem Frost. Armdicke Eiszapfen wuchsen von Zinnen und Türmen. Kein Vogel zwitscherte mehr, kein atmendes Wesen hielt es länger als nötig draußen aus. Es war der eisigste Winter seit Menschengedenken.

Ravna atmete tief und begrüßte die Kälte. Heute würden die Männer nicht kommen. Keine Menschenseele reiste bei solch einem Wetter. Auch dann nicht, wenn Olave der Große rief, und schon gar nicht, wenn es um eine so unbedeutende politische Allianz ging wie die, die ihre Hand versprach.

„Wartest du so ungeduldig auf deinen Freier, dass du die Arbeit vergisst, Kindchen?“

Ohne dass sie es bemerkt hatte, war Hildgur in die Kammer getreten. In der Stimme der alten Kinderfrau klang sanfter Spott. Hildgur wusste ebenso gut wie alle anderen am Hof, wie sehr Ravna den Gedanken an die bevorstehende Vermählung verabscheute. Doch was half es schon? Hildgur hatte sie an das erinnert, was wirklich wichtig war.

Ravna riss sich von dem Anblick der Küste und griff nach dem leeren Weidenkorb, der unter dem Fenster stand. Sie musste Holz holen. Sie musste den Kamin in der Kammer der Königin schüren und die Asche fortbringen. Affraic würde nicht zimperlich sein, wenn in ihrer Kammer die Scheite ausgingen.

Trotzdem wandte sich Ravna noch einmal an Hildgur. „Der, den du meinen Freier nennst, ist dreimal so alt wie ich, hat keine Zähne und kaum mehr Haare. Ich kann mich sehr gut an seinen letzten Besuch in Dublin erinnern.“ Arvid hatte sieben Söhne gezeugt und vier Ehefrauen unter die Erde gebracht. Ravna sollte die fünfte werden. Der Frost, der durch ihre Adern zitterte, hatte nichts mit dem Wetter zu tun. Sie strebte zur Tür.

„So schlimm wird es schon nicht werden“, sagte Hildgur, während sie Leinentücher faltete und ins Regal über der Feuerstelle legte. „Der Herr Arvid nennt ein gutes Stück Land sein eigen. Du wirst in einem schönen Haus leben und Herrin über eine eigene Halle sein.“ Sie nickte zu dem Korb in Ravnas Händen. „Dann hast du Mägde, die dir das Holz holen, und musst die Arbeit nicht mehr selbst erledigen. Als ob das ein Grund wäre, so ein Gesicht zu ziehen.“

Den strengen Worten zum Trotz sah sie Mitleid im Blick ihrer Kinderfrau. Auch Hildgur würde sie verlieren, wenn sie dem Bräutigam in die Ferne folgte. Was halfen Ravna ein geheiztes Haus, Bedienstete und Essen im Überfluss, wenn alles, was ihr im Leben etwas bedeutete, zurückbleiben musste? Nicht einmal der Gedanke, dann auch Affraic und die Stiefgeschwister los zu sein, konnte sie trösten.

„Ich will ihn aber nicht“, sagte sie trotzig und stampfte mit dem Fuß auf. Sie verhielt sich wie ein Kind, nicht wie eine junge Frau, die ihren sechzehnten Winter erlebte. Womöglich hoffte sie tief in ihrem Inneren, dass sie, wenn man sie für ein Kind hielt, auch nicht verschachert werden konnte wie ein Stück Vieh. Natürlich kam sie bei Hildgur damit nicht durch. Viel zu gut kannte die Alte sie.

„Nun komm wieder zu Vernunft und hör auf, dich zu benehmen wie ein Trotzgör. Du bist eine Frau. Und eine Frau kann nur eines Mannes Tochter sein, oder eines Mannes Weib. So war es immer und so wird es immer bleiben.“

„Und was bist dann du?“

Hildgur ließ sich nicht provozieren. Vielleicht kam diese Fähigkeit mit dem Alter. Ravna selbst hatte oft das Gefühl, schon bei der kleinsten Ungerechtigkeit aus er Haut fahren zu müssen. Wer so viel Ungerechtigkeit mit ansehen musste wie sie, verlor irgendwann die Überzeugung, noch in der eigenen Haut zu stecken. Weggehen, dachte sie. Flügel bekommen wie die Möwen oder die Flussreiher, die sich majestätisch in den grauwockigen Himmel erhoben. Wegfliegen. Frei sein. Gita im Herzen tragen und die Lieder, die sie ihr mitgegeben hatte, damals, als es ihr noch besser ging an diesem Hof.

„Ich bin eine alte Vettel, die niemand haben will. Das zählt nicht.“ Hildgur hatte ihre Tücher weggeräumt und schob Ravna jetzt geschäftig zur Tür hinaus. „Ich bin ein Teil dieses Hauses, bin es gewesen, seit ich so alt war wie dein Bruder. Betrachte mich als ein Möbelstück, dessen Holz unansehnlich und angelaufen ist. Das kann man nicht mal verschenken, ohne einen Krieg heraufzubeschwören.“

Ravna wusste, dass Hildgur Recht hatte. Es ging auch gar nicht darum, dass sie heiraten musste. Es ging um das Wen. Und um das Wie.

„Ein Eheversprechen ist bindend“, versuchte sie es erneut. Ruhiger diesmal, vernünftiger. „Wie kann Vater mich an Arvid verkaufen? Mutter hat mich einem anderen versprochen. Es war ihr letzter Wunsch an ihn. Es war ihr einziger Wunsch. Der einzige Wunsch, den sie jemals an ihn hatte, in all der Zeit, die sie in diesem Turm verbringen musste, weil eine andere plötzlich besser war als sie. Hat er jeden Schwur vergessen, den er geleistet hat, bevor Affraic kam? Es gab eine Zeit, da war Mutter ihm wichtig.“

Seit Gita bei Fiadhs Geburt gestorben war, hatte Ravna viel gesehen und gelernt. Mit ihrer Mutter waren auch ihre Träume gestorben. Manchmal hoffte sie, dass sie gemeinsam mit Gita auf der anderen Seite des Schleiers auf sie warteten. Die Lieder, die Gita sie gelehrt hatte, klangen zu oft nur noch leise in ihren Ohren. Der Tod ihrer Mutter hatte sie gezwungen, aufzuwachen und erwachsen zu werden. Denn der König, der ihr Vater war, schien die Geliebte, die ihm erst Ravna und dann Fiadh geschenkt hatte, vergessen zu haben, kaum dass das brennende Schiff mit Gitas Leichnam am Horizont verschwunden war. Geschenke hatte Ravna schon lange nicht mehr gesehen. Doch das war nicht das Schlimme. Das Schlimme war, was geblieben war. Affraic, von der es hieß, dass sie bei den Hexen in den Bergen das Zauberkunstwerk gelernt hatte. Die gemein war und gefährlich, nicht nur für das Andenken von Gita. Die Königin mit dem bösen Blick und den noch viel bösartigeren Fäusten, die zuschlagen konnten, schlimmer als die Hände eines jeden ehrhaften Mannes.

„Das war in einem anderen Leben, Kind, und jetzt sei ruhig. Sicher ist der Prinz auf deiner Insel schon längst verheiratet. Niemand erinnert sich mehr an die alten Geschichten. Und du hast zu tun.“

Niemand. Nur Ravna. Fast meinte sie, die Stimme der Mutter zu hören, die das Lied ihres Lebens sang. Ein Bräutigam auf der Insel Cybi. Der Mann, der das Licht auf die Inseln bringen würde. Der Mann, dem sie das Schwert in die Hand legen würde, damit er König über die Länder im Nebel

wurde, vielleicht sogar über Olave. Und Affraic. Auch wenn es keinen Sinn hatte, mit Hildgur zu diskutieren, hatte Ravna das Lied ihres Lebens niemals vergessen. In diesem Lied hatte Arvid, der Greis, den sie heiraten sollte, keinen Platz.

Zetern und Schreien von weit unter ihr am Fuß des Turmes ließ sie auffahren.

„Hört das denn nie auf?“, schimpfte Hildgur. „Können sie ihn niemals in Ruhe lassen?“ Es tat gut, dass Hildgur auf ihrer Seite stand, zumindest in dieser Sache. Sonst hatte sie niemanden mehr. Aber wenigstens Hildgur verabscheute es ebenso wie sie, wie die Stiefgeschwister Ravna und Fiadh auch noch das letzte nahmen, was sie hatten. Der Turm, in dem sie lebten, war der einzige Teil des Schlosses, in dem sie sich frei bewegen durften, doch nicht einmal hier hatten sie Ruhe von dem Gezeter von Affraics Brut. Aber Hildgur war eine alte Magd. Es zu verabscheuen, war das eine. Dagegen tun konnte die Kinderfrau nichts.

Sie fand Fiadh auf der Treppe, die zur Kammer hinauf führte. Er kauerte auf dem Boden, sein kleiner, stämmiger Körper zu einem Ball gerollt. Mit den Händen schützte er seinen Kopf. Er wimmerte und jaulte erbärmlich, was Fionngula nur anzustacheln schien. Obwohl die Stiefschwester erst dreizehn Sommer zählte, war sie fast so groß wie die Frau, von der sie abstammte. Ihre Knochen waren grob und bullig, ihr breites Gesicht mit der Pferdestirn jetzt verzerrt zu einer geifernden Fratze.

„Du kleines Miststück!“, zeterte sie, grub die Hände in Fiadhs kurze Locken, zerrte und zog daran. „Du widerlicher Teufelsbraten, gib mir das Band zurück!“

„I ... ich ... nicht.“ Wenn Fiadh aufgeregt war, fiel ihm das Sprechen schwer. Dann kam nur Lallen und Brabbeln aus seinem Mund, was Fionngula noch wütender machte.

In wenigen Schritten war Ravna bei den beiden Streithähnen. Sie ließ den Holzkorb fallen. Eben noch gelang es ihr, die Faust der Stiefschwester abzufangen, ehe sie erneut Fiadh büschelweise das Haar ausriss.

„Wirst du ihn endlich in Frieden lassen? Ist das dein Mut? Dich auf die zu stürzen, die kleiner und schwächer sind als du?“

Wut funkelte in Fionngulas Augen, als sie sich zu Ravna herumdrehte.

„Er hat mir mein neues Band gestohlen. Das Seidenband, das mir Vater aus dem Frankenreich mitgebracht hat.“

„Du weißt so gut wie ich, dass Fiadh so etwas niemals tun würde.“

„Aha? Und was ist dann das?“ Die Stiefschwester riss ihren Arm aus Ravnas Griff. Noch ehe Ravna reagieren konnte, begann sie erneut an Fiadh zu zerren und zu rütteln. Mit der Kraft der Verzweiflung stieß Ravna die Stiefschwester beiseite und kniete sich zu ihrem Bruder.

„Hast du das Band von Lady Fionngula genommen, mein Schatz?“ Sie streichelte über den kleinen, bebenden Körper und sah die Tränen, die Fiadh aus den rehbraunen Augen liefen. Schluchzend schüttelte er den Kopf.

„Gudred hat es mir gegeben. Er sagte, sie will es nicht mehr. Ich wollte es dir schenken. Zu deiner Hochzeit.“ Nur Ravna konnte verstehen, was Fiadh sagte, wenn er in diesem Zustand war. Ihr Herz zog sich zusammen. Das sah dem Stiefbruder ähnlich. Fiadh in eine Falle zu locken. Gudred war an Jahren kaum älter als Fiadh, aber natürlich lebte sein Geist nicht in der Anderswelt, und das nutzte er aus. Sein Verstand war dem von Fiadh um Jahre voraus, er war gemein und unberechenbar. Sie konnte sich bildlich vorstellen, wie er Fiadh gelockt und verführt hatte. Fiadh fehlte der Scharfsinn, um die Tücke zu durchschauen.

„Ich werde es Mutter sagen!“, zischte Fionngula, während Ravna den Bruder auf den Schoß zog und begann, ihn langsam zu wiegen, damit er sich beruhigte. Ein dünner Faden Blut lief ihm über die Schläfe, wo Fionngulas Fingernägel sich in seine Haut gegraben hatten.

„Mutter wird den kleinen Dieb bestrafen. Dann wirst du ihn nicht mehr retten können, wenn ihre Rute über sein Hinterteil tanzt. Vielleicht stirbt er daran, die nichtsnutzige Made. Ein gefräßiges Maul weniger zu stopfen. Außer Ärger macht er ja nichts. Wird Zeit, dass du endlich mit deinem greisen Bräutigam in die Ferne ziehst, dann steht niemand mehr zwischen der Gerechtigkeit und dem Wurm.“ Mit diesem verheerenden Urteil wollte Fionngula sich abwenden, aber dann fiel ihr Blick auf den Korb. Sie gab dem Weidengeflecht einen Tritt, dass es an die gegenüberliegende Wand flog und gefährlich ächzte. „Und Mutter wird dir schon zeigen, was es heißt, wenn du deine Aufgaben nicht rechtzeitig erledigst. In ihrem Gemach ist es eiskalt, und das ist deine Schuld!“ Sie warf den Kopf in den Nacken und stapfte davon.

Ravna begann auf der kalten Treppe zu frieren. Aber vielleicht waren der Grund für ihr Frösteln auch die Worte, die Fionngula ihr ins Gesicht geschleudert hatte. Wenn Arvid kam und sie als seine Frau in die Fremde führte, gäbe es niemanden mehr, der Fiadh schützte. Die Wahrheit schloss sich kälter um Ravnas Herz, als es Frost und Schnee jemals könnten. Dabei hatte sie der Mutter ein Versprechen gegeben. Sie erinnerte sich daran, als sei es gestern gewesen. Auf Gitas Totenbett hatte sie der Mutter geschworen, sich um Fiadh zu kümmern. Gita war es auch gewesen, die ihr erklärt hatte, dass der Geist des Brüderchens für immer in der Anderswelt zuhause sein würde. Er würde wachsen wie andere Kinder, aber er wäre ein Wunder, nicht zu erklären an den Maßstäben von Menschen wie Affraic oder Fionngula. Ravna würde begreifen, hatte Gita ihr versprochen, und sie ihrerseits hatte das Versprechen gegeben, dafür zu sorgen, dass Fiadh niemals etwas zustieß. Ravna Olavesdatter hatte in ihrem Leben noch keinen Schwur gebrochen. Aber sie bezweifelte, dass König Olave ihr erlauben würde, Fiadh mit in Arvids Land zu nehmen.

Sie nahm das Tuch von den Schultern und hüllte den Bruder darin ein. Hildgur hob den Korb auf. Einer der Henkel war abgebrochen. Taumelnd und immer noch heulend kam Fiadh auf die Füße. Seine Wangen waren verklebt von Tränen und Rotz. Ravna nahm Hildgur den Korb ab und schob dafür Fiadh in die Arme der Kinderfrau.

„Ich kann für dich das Holz holen“, sagte Hildgur halbherzig, aber Ravna schüttelte den Kopf.

„Das ändert ja nichts. Ich hole das Holz. Bring Fiadh hinauf und sorg dafür, dass er es warm hat.“

Hildgur tat gar nicht so, als wolle sie ihren eigenen Kopf durchsetzen. So schnell es ging, führte sie Fiadh nach oben, ganz offensichtlich froh, nicht in die Halle gehen zu müssen. Jeder in diesem Schloss wusste, dass es besser war, unsichtbar zu sein, wenn Affraics Brut wütend wurde.

Ravna verließ den Königshof und machte sich auf den Weg zu der Hütte, in der die Holzfäller in Olaves Diensten das Brennholz lagerten. Plötzlich stand die Wahrheit klar und deutlich vor ihr. Sie konnte nicht hier bleiben und auf Arvid warten. Sie hatte einen Schwur geleistet. Sie hatte versprochen, auf den Bruder zu achten. Durch Wind und Sturm bis in alle Ewigkeit. Es war so kalt, dass ihr selbst unter dem Dach der zugigen Hütte die Hände taub wurden. Mehr als einmal riss sie sich die Finger an den grob behauenen Scheiten wund. Als sie mit dem gefüllten Korb, die Linke irgendwie ins Weidengeflecht gekrallt, weil der Henkel abgerissen war, vor die Hütte trat, fiel ihr Blick auf die Werft.

War das Loki, der da auf dem umgedrehten Rumpf der neuen Galeere stand und winkte? Sie winkte nicht zurück. Wenn Affraic sah, dass sie Loki zuwinkte, wäre sie außer sich vor Wut. Dann würde es noch mehr Schläge geben als schon wegen des Streits zwischen Fionngula und Fiadh. Ravna war eine

Königstochter, Loki der Sohn eines Zimmermannes und doch der Einzige, den sie an diesem Hof als ihren Freund bezeichnen konnte.

Ich kann hier nicht bleiben, dachte sie erneut und starrte auf die Holzscheite. Ich kann nicht. Ich kann nicht, ich kann nicht mit Arvid gehen und Fiadh zurücklassen.

Doch wohin sollte sie gehen? An wen konnte sie sich wenden? Die Männer von Dublin hörten auf König Olave. Hier war sein Wort Gesetz, oder vielmehr das Wort von Affraic, dem Weib hinter dem Thron, mit ihrer bösen Zunge und den noch viel boshafteren Händen, die zuschlugen, so fest wie ein Hammer. Aber auch niemand in Ulster, dem feindlichen Land im Norden, dessen Krieger Olaves Männer töteten, wann immer sie ihnen begegneten, würde ihr Asyl gewähren. Eher würden sie die Kinder von König Olave als Geiseln nehmen und sie quälen, bis der Vater sie auslöste. Wenn sie daran dachte, dass es Affraic sein würde, die darüber entschied, ob Ravna und Fiadh befreit würden, wenn sie in die Hände der Männer von Ulster gerieten, wurde ihr noch kälter. Affraic würde keinen Finger für sie rühren.

Blieben die Klöster. Doch nicht einmal dort könnte Ravna um Hilfe bitten, denn in einem Konvent wäre Fiadh ebenso wenig willkommen wie hier in Dublin. Oder irgendwo sonst auf dieser Welt.

Sie hob den Kopf. Der Zimmermann auf dem Schiffsrumpf winkte nicht mehr, aber stand immer noch dort. Loki. Ein so guter Freund.

Mit einem Seufzen machte sie sich daran, ihre Last ins Schloss zu schleppen.

Die Nacht fiel durchs Fenster, als Ravna endlich unter die Felle schlüpfte. Ihre Finger waren wund, ihr Rücken schmerzte vom schweren Tragen und ihr Kopf war müde vom vielen Grübeln. Auf ihrer Wange brannten noch immer die Abdrücke von Affraics Fingern, auch wenn die Schläge schon Stunden zurücklagen. Vier Körbe Holz hatte die Königin sie holen lassen. König Olave hatte auf seinem Thron gesessen, mit seinen Militärberatern geredet und sich nicht darum geschert, dass Ravna beim vierten Korb kaum mehr aufrecht gehen konnte.

Sie wollte nicht schlafen, doch die Ruhe, die unten im Hof eingekehrt war, die Wärme des Feuers und ihre immer gleichen Gedanken machten es ihr schwer, die Augen offen zu halten. Ihr Prinz auf der Insel Cybi. In dem Land zwischen Wachen und Träumen spukte ihr der Gedanke durch den Kopf. Es war die Stimme der Mutter, die ihn ihr einzuflüstern schien. Ein Prinz auf der Insel Cybi. Der Bräutigam, den die Vorsehung für sie ausgewählt hatte. Mit einem Mal hatte Ravna nicht nur einen Plan, sondern auch ein Ziel. Wenn es wirklich ihr Schicksal war, dem Herrn auf der Insel zu gehören, würde er ihr sein Ohr schenken und ihr helfen. Er würde Fiadh beschützen. Cybi war weit weg im Osten, auf der anderen Seite des Meeres, weit weg von König Olave und Königin Affraic, und nah genug an ihren Träumen.

Morgen, sagte sie sich. Morgen Nacht, wenn die Sonne untergeht. Wenn das Schicksal sie an der Seite des Herrn auf der Insel wissen wollte, würde es Arvid weiter aufhalten. Dann würden Kälte, Schnee und Eis König Olaves Verbündeten von Dublin fernhalten, so lange, bis sie sich mit Fiadh auf den Weg übers Meer gemacht hatte. Sie würde zu Loki gehen, morgen, und ihn fragen. Loki verstand. Sie brauchte ein Boot. Der Wind würde sie nach Cybi tragen. Ein Tag Vorbereitung musste reichen. Ein wenig Wasser und etwas zu essen. Ein paar Schichten Kleider übereinander und das Glück und Fiadh an ihrer Seite.

Zufrieden, eine Lösung gefunden zu haben, schlief sie ein. Das Letzte, was sie hörte, war Fiadhs Stimme, der sich in ihren Arm kuschelte und murmelte: „Ich hab dich lieb, Ravna.“

Loki war älter als Ravna. Nicht viel, nur zwei oder drei Winter. Sein Vater hatte das Totenboot gezimmert, auf dem der Leichnam von Gita verbrannt worden war. So hatten sie einander kennengelernt. Ravna und der Junge, der mit seinen feinen, langen Händen und dem klugen Kopf besser Klosterschreiber und nicht Zimmermann geworden wäre. Stundenlang hatte er neben ihr gegessen, oben auf den Klippen. Gemeinsam hatten sie dem brennenden Boot hinterhergeschaut, das zwischen Dublin und Cybi im Meer versank. Loki hatte Ravnas Tränen weder getrocknet noch weggewischt, aber er hatte ihre Hand gehalten und war bei ihr geblieben. Später hatte er sie Schnitzen gelehrt und dann sogar Reiten. Er war ihr bester Freund, ihr einziger Freund. Der einzige Mensch in Dublin, dem sie vertraute. Sie würde ihn nie vergessen und wünschte sich von Herzen, ihm seine Güte eines Tages vergelten zu können.

Die Werft war so groß, dass der Zimmermeister, Lokis Vater Thorstein, zu jeder Zeit vier Galeeren und eine nicht überschaubare Anzahl kleinerer Boote in Arbeit hatte. Ravna konnte nicht zählen, wieviele Männer zwischen den Schiffen umherrannten, Planken vom Sägeplatz herüberschleppten oder Pech kochten. Über allem lag das ständige Singen der Hämmer, mit denen Nägel ins Holz getrieben wurden, und der faszinierende Duft frischer Sägespäne und erkalteter Pechfeuer, der sich mit dem Salzgeschmack des Meeres vermischte.

Schließlich war es nicht sie, die Loki fand, sondern Loki, der sie fand. Er tauchte hinter ihr auf, während sie hilflos inmitten des Trubels stand und das Gefühl hatte, jedem im Weg zu sein.

„Bist du sicher, dass du hier sein solltest, Prinzessin?“ Seine Stimme verriet Misstrauen. Sie war oft in der Werft gewesen, aber nie während der Hauptarbeitszeit, mitten am Tag, wenn das Licht am besten war. Bisher hatte sie ihren Freund immer abends besucht, wenn die Geschäftigkeit abklang und die Pechfackeln aufloderten. Wenn Thorstein seinem Sohn nicht mehr bei jedem Handgriff auf die Finger schaute und ihm jede Minute, die er nicht in der Sägegrube verbrachte, vorrechnete.

„Hast du Zeit?“, fragte sie.

Loki blickte sich um. Thorstein stritt sich mit einem seiner erfahrensten Arbeiter um eine Veränderung in der Form des Bugs einer der neuen Galeeren. Er war beschäftigt.

Loki griff nach Ravnas Arm und rief, sodass die Männer in ihrer Nähe es hörten: „Nein, Prinzessin, wir haben im Moment keine freien Arbeiter, aber ich kann gern mit Euch kommen und mir das Problem ansehen. Ihr solltet hier nicht sein, es kann zu leicht zu einem Unfall kommen.“ Er lenkte sie so aus dem Gewirr aus Leibern und Holzbalken heraus, dass mehrmals schwer beladene Arbeiter um ein Haar über sie stolperten. An der Bauhütte führte er sie vorbei und auf der anderen Seite der Werft den Trampelpfad zu den Klippen hinauf.

Oben ließ er sich ins gefrorene Gras fallen und zog sie neben sich. Sorgfältig wickelte er sein Fladenbrot aus einem Stück Leinen, brach es in der Mitte durch und reichte ihr die Hälfte. Es war mit Hühnchenfleisch und Streifen von kaltem Kohl gefüllt. „Iss“, sagte er.

„Ich kann nicht“, flüsterte sie.

„Dann rede. Ich weiß, dass du etwas von mir willst.“

Sie schluckte. Jetzt oder nie. Sie wusste, dass, wenn Loki sie verriet und weitersagte, um was sie ihn bat, die Schläge der Hexe das wenigste waren, das ihr Sorgen machen musste. Sie nahm all ihren Mut zusammen und schaffte es doch nicht, geradeheraus zu sprechen. „Willst du nicht auch manchmal weg?“, fragte sie stattdessen.

Er lachte und beschrieb mit der Hand, in der er sein Essen hielt, einen weiten Bogen. „Von hier? Das ist das Paradies, Ravna, warum sollte ich weg wollen?“ Der Streit zwischen dem Zimmermeister und dem Arbeiter wurde so heftig, dass einzelne Wortsetzen bis zu ihnen herauf drangen. Loki schnaubte verächtlich. „Er ist so dumm.“

„Der Arbeiter?“

„Den kenne ich nicht. Nein. Thorstein.“

„Dein Vater?“ Ravna mochte ihren Vater auch nicht. Obwohl, das war nicht richtig. Sie kannte ihn zu wenig, um ihn nicht zu mögen. Aber sie wäre nie auf die Idee gekommen, ihn als dumm zu bezeichnen. Da gab es eine Barriere, und die hieß Respekt.

„Schimpft sich Meister, aber hat keine Ahnung. Wenn er den Kahn da bauen lässt, wie er es aufgemalt hat, wird die Galeere beim ersten Wellengang absaufen.“ Er biss von seinem Brot ab und sprach mit vollem Mund weiter. „Werde mir das Schiff merken und zusehen, dass ich nicht darauf zugeteilt werde.“

„Zugeteilt? Was meinst du damit?“

„Ich gehe zu den Kriegern des Königs. Im Frühling soll es wieder losgehen, nach Norden, bis hinauf nach Orkney. Dann will ich dabei sein. Ja, Ravna, ich will auch weg, und nicht nur manchmal. Das hier ist ein Verlies. Ich will hier nicht bleiben. So, wie sie die Menschen hier behandeln, so behandeln sie nicht einmal die Hunde.“

Sie blickte auf das Fladenbrot in ihrer Hand, und weil er seines verspeist hatte, gab sie es ihm zurück. „Ich brauche ein Boot, Loki. Heute Nacht.“

Er blickte sie an. „Es ist Winter, Rabenmädchen. Warte bis zum Frühling.“

Tränen traten in ihre Augen. „Das kann ich nicht. Selbst wenn Arvid erst im Frühling kommen würde, aber Fionngula und Gudred hätten Fiadh bis dahin schon totgeschlagen. Ich muss hier weg, und Fiadh muss hier weg, aber wenn wir in die Berge gehen, kommen wir nicht weit.“

„Wenn ihr in ein Boot geht, nur ihr zwei, kommt ihr auch nicht weit“, gab er zu bedenken. „Nicht bei diesem Wetter. Jeden zweiten Tag tobt ein Sturm.“

Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Wangen und wies auf das Meer, ins Weite, in die scheinbare Unendlichkeit, die nur deshalb unendlich schien, weil die Wolken die andere Küste verbargen. „Nur bis nach Cybi.“

„Aber das ist doch ein Märchen“, flüsterte er, Nachsicht in der Stimme. „Irgendwann musst du aufhören, dich daran festzukrallen.“

„Dann hab ich gar nichts mehr. Besorgst du mir ein Boot?“

„Ravna ...“

„Heute Nacht, Loki. Irgendwie. Ich warte nicht länger. Sobald die Dunkelheit hereinbricht. Sonst ist Fiadh bald tot, und ich auch. Wenn du mir kein Boot besorgst, nehme ich irgendeines. An den Wachleuten auf der Werft komme ich vorbei.“ Hoffnungsvoll blickte sie an ihm hinauf. „Aber wenn du mir eines besorgst, fühle ich mich sicherer, weil ich darauf vertrauen kann, dass es unterwegs nicht zerbrechen wird.“

\*\*\*

## KAPITEL 2

Die Sonne ging auf.

Ein roter Feuerball über den schneebedeckten Bergen auf der anderen Seite des Meeres, die so nah wirkten und doch so fern. Ravna schob die Stierhaut beiseite, unter der sie sich mit Fiadh verkrochen hatte. Vom Sturm der vergangenen Nacht war nur ein leiser Wind geblieben, der Eiskristalle von der Küste zu ihnen herübertrug. Staubkörnchengroße Diamanten tanzten schwerelos in der Luft und glühten rotglühend auf, wo das Sonnenlicht sie traf.

Schaudernd stellte sie fest, dass der Wind aus der Richtung kam, in die sie reisen mussten. Er trieb sie von Cybi weg. Sie wollte weinen, aber fühlte sich nicht mehr dazu in der Lage.

Das Boot aus grob behauenen Erlenholz schaukelte leicht auf den kleinen Wellen. Die Luft war eisig. Das Wasser, das höher am Rumpf des Bootes ansetzte, gefror erst zu Schlieren und dann zu Eis, das sich in der löchrigen Außenwand festsetzte. Der Sturm peitschte die Wellen so hoch, dass Wasser ins Boot schwappte. Dazu war beißender Eisregen gekommen. Ravna schaufelte mit bloßen Händen so viel Wasser wie möglich aus dem Rumpf, während Fiadh jammervoll weinte. Trotz der beiden Wolldecken und der Stierhaut, unter denen der erschöpfte Junge immer noch schlief, hatte sich am Boden des Bootes eine Eisschicht gebildet.

Ravna blickte auf ihre Hände, die rot und rissig waren und aus bluteten. Der Kampf gegen scharfkantiges Eis hatte Spuren hinterlassen, wo die Holzscheite ihre Haut noch verschont hatten. Sie trennte zwei Streifen Leinen aus ihrem Unterrock und wickelte sie sich um die Hände. Ihre Finger fühlten sich taub an. Sie hielt das Gesicht dem Feuerball entgegen, um wenigstens eine Spur Wärme aufzufangen. Aber die Sonne war zu weit weg und der Wind zu kalt.

Der Sturm hatte ihnen noch in der Nacht beide Ruder entrissen. Machtlos trieb das Boot dahin. Nach Nordwesten. Ravna hatte nach Osten gewollt, direkt nach Osten, der Sonne entgegen, nach Wales. Denn in Wales gab es keine Affraic und keine Fionngula. Keinen Gudred. Vor Wales lag die große Insel Anglesey, von der einige von Gitas schönsten Liedern sangen. Und vor Anglesey lag Cybi.

Die Küste von Wales war weit weg. So weit weg wie Dublin. Der vor Kälte langsame Wind aus Südost trieb das kleine Boot nach Nordwesten. Doch die Strömung vor der irischen Küste schaukelte sie zurück in die Wasserrinne. Es gab keinen Weg, rettendes Land zu erreichen. Wo waren sie? Weit weg lagen schneebedeckte Berge unter der Sonne, die kurz zu sehen war und dann hinter Wolken verschwand. War das noch Wales? Oder schon das Reich des grausamen englischen Königs? Ein dunklerer Streifen streckte sich vor der gebirgigen Küste aus. Hügel, auf denen kein Schnee lag. Sie war nie zur Schule gegangen. Die Mutter hatte sie Lesen und Schreiben gelehrt, doch die Dinge, die Ravna wusste, wusste sie aus Liedern. Den Liedern der Barden, die durch die bekannte Welt wanderten und an König Olaves Hof kamen, um die langen Winternächte mit ihren Geschichten zu verkürzen. Aber mehr noch aus Gitas Liedern, die farbenprächtig und voller Wärme in Ravna lebten.

Der dunkle Streifen Land vor der Küste war die Insel Vannin, vermutete sie, aber ihr Kopf war zu vernebelt, um sicher zu sein. Wohin es sie trieb, lag in den Händen von Mächten, die niemand

beherrschen konnte. Niemand außer Affraic und den anderen Cailleach, von denen die Königin das Hexenwerk gelernt hatte.

Die Tränen auf Ravnas Wangen gefroren zu glitzernden Edelsteinen. Sie kroch unter die Stierhaut und die Woldecken, zog die Beine unter ihren Körper und versteckte sie unter ihrem Rock. Sie zitterte.

Fiadh rührte sich. Seine riesigen braunen Augen blickten sie verwirrt an. Er war fünf Jahre alt. Unter seinem groben Leinenhemd verbargen sich unzählige Blutergüsse von Gudreds Fußstritten und Schrammen von Fionngulas Fingernägeln. Ravna legte ihre Arme um Fiadhs Körper und zog ihn an sich. Sie wärmten einander.

Irgendwann schloss Fiadh mit einem seligen Lächeln auf den blaugefrorenen Lippen die Augen. Ravna sang Gitas Lieder für ihren Bruder und fragte sich, ob auch er das ebenholzfarbene Haar und die seeblauen Augen seiner Mutter sah, wenn er die Augen schloss.

Zweimal wachte Ravna auf und schöpfte Hoffnung, weil eine Küste zum Greifen nah schien. Zweimal starb sie fast vor Angst, dass Vasallen ihres Vaters sie und Fiadh auflesen und nach Dublin zurückbringen würden. Zweimal ergriff im letzten Moment eine Welle das Boot und zog es zurück aufs Meer, sodass die Küste in weitere und weitere Ferne rückte. Sie wusste nicht, ob sie darüber froh oder traurig sein sollte. Die heilige Insel Cybi war ihr Ziel gewesen. Jetzt war das kleine Eiland so weit fort, wie in einem anderen Leben. In Ravnas Kopf summte noch immer das Lied ihrer Mutter. Ein Bräutigam auf der Insel Cybi. Sie würde ihn niemals finden.

Einmal hatte sie geglaubt, die Rückenflosse eines riesigen Fisches im Wasser zu sehen, der das kleine Boot lenkte und führte. Aber ihr Kopf tat weh, sie hatte Durst und Fieber. Auf den Wellen, die höher wurden, je näher die Küste kam, tanzten Schaumkronen. Das war keine Rückenflosse, nur eine weitere Schaumkrone. Sie rollte sich an Fiadhs Seite zusammen und schlang die Arme um ihren kleinen Bruder. Er hatte seit einem ganzen Tag kein Wort mehr gesprochen. Teilnahmslos lag er in ihrem Arm und wäre ohne sie erfroren. Sie weinte leise. Das Lied der Wellen und das Heulen des Windes verklangen. Regentropfen trommelten auf die Stierhaut.

Kein Ziel mehr. Kein Land mehr. Kein Wasservorrat mehr und nichts mehr zu essen. Das ewige Schaukeln des Bootes, dessen Ruder längst verloren waren. Die Sonne war untergegangen. Zum vierten Mal, seit sie Fiadh in Dublin in das Boot gesetzt hatte, das Loki ihnen besorgt hatte. Wenn die Sonne das nächste Mal aufging, würden Fiadh und sie es nicht mehr sehen. Sie war sicher. Sie hatte keine Kraft mehr. Sie dachte an ihre Mutter. Würde Gita auf der anderen Seite des Schleiers auf sie warten? Würde sie stolz sein, weil Ravna sich nicht dem Schicksal ergeben hatte, das Affraic für sie ausgedacht hatte? Weil sie ihren Schwur gehalten und Fiadh beschützt hatte, auch wenn es sie das Leben kostete? Was war schon das kleine, irdische Leben? Es war kurz und verging. Am Ende blieb nicht einmal Erinnerung. Nur Staub.

Sie schloss die Augen.

Ein sanftes Scharren weckte sie. Das Schaukeln war anders als vorher. Das kleine Boot driftete seitlich, hob sich zweimal aus dem Wasser, als würde eine helfende Hand sanft von unten dagegen drücken. Dann ein drittes Mal das Scharren, und diesmal glitt das Boot nicht wieder zurück. Es kippte ein wenig auf die Seite und blieb still liegen.

Ravna kroch unter der Stierhaut und den Decken hervor und blinzelte. Es war noch dunkel. Eistropfen, dick und rund wie die kleinen Kirschen im Garten des Dubliner Klosters, fielen vom Himmel. Leises Knacken rings um sie her, wo die Wellen das dünne Eis am Ufer anhoben.

Am Ufer.

Sie richtete sich auf und glaubte ihren Augen nicht zu trauen. Land. Steine, zwischen denen Gischt Schaum waberte und langsam gefror. Bäume, riesige, dunkelgrüne Bäume, die sich im Wind bogen. Verkrusteter Schnee am Boden zwischen den Bäumen. Nebel, der zwischen den Baumstämmen waberte. Berge hinter den Bäumen. Schneebedeckte Kuppeln, von tiefen Furchen durchzogen. Schwarze Wälder, die sich an den Flanken der Berge bis zur Hälfte hinaufzogen, und wo die Wälder aufhörten, begannen Kuppeln aus Schnee.

„Fiadh!“, rief sie, leise, denn plötzlich ergriff sie Angst. Wo es Wald gab, da gab es Wölfe. Wölfe, die im Winter hungrig waren. Nicht mal ein Ruder war ihr geblieben, um sich zu wehren, wenn etwas oder jemand sie angriff. Sie zerrte an der Stierhaut. „Fiadh!“

Benommen kroch der kleine Bruder aus dem Boot. Seine Glieder gehorchten ihm noch weniger als Ravna die ihren.

Sie griff nach seiner Hand. „Wir sind nicht mehr im Meer, Fiadh“, sagte sie ihm ernst ins blasse Gesicht. Seine Augen wurden noch größer, starrten um sich. Er lallte etwas. Selbst an guten Tagen konnte er nicht gut sprechen. Jetzt, wo sie so lange ohne Trinkwasser ausgeharrt hatten, klebte ihm die Zunge am Gaumen, genau wie ihr.

„Wir finden Wasser.“ Sie umklammerte sein Handgelenk. „Wir finden Wasser, Fiadh, und ich verspreche dir, dass ich so etwas Dummes nie wieder tue. Ich werde dich nie wieder aufs Meer ziehen. Bis wir Wasser finden, können wir am Schnee lecken und dann finden wir Wasser und etwas zu essen und danach einen Unterschlupf, in dem wir Feuer machen können, damit wir es endlich wieder warm haben.“ Sie strich mit der Hand durch sein zerzaustes Haar. Fiadh runzelte die Stirn, murzte etwas, drehte sich um und stapfte voran.

Sie folgte ihm. Nach wenigen Metern vereisten Strandes begann der Wald. Die Schneekruste barst unter ihren Schritten. Das einzige Geräusch war das Heulen des Windes in den Kronen der riesigen Tannen. Sie rannte Fiadh hinterher. „Tritt nicht auf Zweige, kleiner Bruder!“, wisperte sie eilig, aber er hörte sie nicht und stürmte weiter. Der Durst, der auch sie plagte, schien ihm Flügel zu verleihen, doch sein ganz eigener Blick auf die Welt verhinderte, dass er das Offensichtlichste tat und den schlimmsten Durst an Schnee und Eis stillte. Ravna fühlte tausend Augen auf sich. Manchmal glaubte sie sogar, durch das Dunkel zwischen den Baumstämmen das gelbe Stieren eines Wolfes blitzen zu sehen.

Sie schauderte und rannte, ihr Durst musste warten.

„Fiadh, langsam!“ Sie verlor ihn in der Finsternis des Waldes aus den Augen. Das Rauschen der Baumkronen verschluckte das Geräusch seiner Schritte. „Fiadh, nicht!“ Oh Himmel, wohin war er gegangen? Die Schneekruste hatte aufgehört, hier unter den dichten Baumkronen kam kein Schnee mehr bis zum Boden, sie konnte seine Fußspuren nicht sehen.

„Fiadh!“ Sie blieb stehen, spürte, wie ihr der Schweiß ausbrach, drehte sich im Kreis, verlor die Orientierung. Von irgendwoher konnte sie ein Rauschen hören. Nicht die Baumkronen. Wasser. Da rauschte ein Bach ganz in der Nähe. Sie stellte sich tiefdunkles Wasser vor, in dem Forellen sprangen wie daheim in Dublin. Sie stellte sich die Eisränder des Ufers vor. Ihr Blick schwamm. Wasser. Da war Wasser. Das musste sein, wohin Fiadh rannte, ohne etwas anderes wahrzunehmen. Dort würde sie ihn wiederfinden.

Sie stand ganz still und lauschte. Es war so nah. Ganz nah. Sie machte einen Schritt. Noch einen.

Goldene Augen funkelten zwischen den Bäumen. Kamen näher. Nach dem ersten Schreck holte sie Luft, um zu schreien.

Doch kein Wolf auf der Welt trug ein weißsilbernes Kleid aus feinstem Brokat und hatte schwarzes Haar, das über zarte Schultern strich. Kein Wolf auf der Welt trug dieses Lächeln.

„Ravna, mein liebes Kind.“

Sie fiel auf die Knie. So lange hatte sie sich danach gesehnt, noch einmal diese Stimme zu hören. Seit dem Tag, als diese schlanken Hände ihr Fiadh in den Arm gelegt hatten. Die goldenen Augen gehörten zu ihrer Mutter. Zu Gita, die zu Lebzeiten Augen von der Farbe des Meeres im Sommer gehabt hatte. Gita, die seit vielen Jahren tot war. Ravna brachte kein Wort heraus, konnte nur starren. Auf diese Frau, die so schön war wie damals. Die sie anlächelte, voller Stolz und Sorge und Freude, und die doch nicht da sein konnte.

„Du musst Fiadh finden“, sagte ihre Mutter. So zart. „Du hast gelobt, auf ihn achtzugeben.“

„Er hat Durst, er ist zu schnell für mich“, erwiderte sie und weinte. Hol du ihn, Mutter, wollte sie sagen. Du bist schneller als ich, du hast nicht vier Tage lang mit bloßen Händen Eiswasser aus einer undichten Nusschale geschöpft. Hol ihn zurück zu mir. Wenn du mir jetzt hilfst, lass ich ihn nie mehr aus den Augen.

„Du musst ihn finden. Keiner von euch darf aus dem Bach trinken. Affraic hat bemerkt, dass du geflohen bist. Sie hat die Quellen in diesem Land verzaubert.“ Das passte zu der Königin, die eine Hexe war. Die Cailleach waren dafür bekannt, über Quellen und Wasser bestimmen zu können.

„Was ist das für ein Land, Mutter?“ Ravna zitterte. Wie konnte sie Fiadh davon überzeugen, dass er das Wasser nicht trinken durfte? Sie beide waren halb wahnsinnig vor Durst.

„Dieses Land heißt Kinelvadon. Es ist ein gutes Land, in dem gute, standhafte Männer leben. Königin Affraic kann euch hier nicht sehen, aber sie hat einen Zauber gewirkt. Überall um euch herum sind die Quellen vergiftet. Wer dieses Wasser trinkt, wird in einen Keiler verwandelt.“ Die Stimme entfernte sich. Wurde leiser. „Sie konnte das daheim in Dublin nicht tun, Ravna, denn dann hätte sie den ganzen Hof und auch ihre Kinder vergiftet. Aber ihr seid nicht mehr in Dublin.“ Noch weiter weg, immer weiter weg. „Ihr seid nicht mehr in Dublin. Du bist nah, Ravna, so nah.“ Entsetzt streckte Ravna die Arme aus, um die Erscheinung festzuhalten, aber die Gestalt im silberweißen Kleid wurde immer durchsichtiger und löste sich schließlich in einem Regen aus goldenen Funken auf, die in sanftem, schwerelosem Flug hinauf zu den Baumkronen stiegen. Ravna wollte schreien und weinen, aber sie hörte wieder das Rauschen des Wassers und wusste, dass Fiadh dort war. Sie raffte ihre zerschlissenen Röcke und rannte.